

Dichter des Weltkinos

Theo Angelopoulos tot

Der griechische Meisterregisseur Theodoros (Theo) Angelopoulos galt vielen Griechen als der „Blick Griechenlands“. Er konnte in seinen Filmen die jüngste Geschichte des Landes in eigenartiger Atmosphäre und von seinem unverkennbaren Blickwinkel aus wiedergeben. Angelopoulos (Foto: dpa) starb am Dienstag im Alter von 76 Jahren mitten während der Arbeit für seinen neuen Film „Das andere Meer“, in dem er die dramatische Finanzkrise in seinem Land kommentieren wollte. Er wurde von einem Motorrad erfasst, als er nahe der Hafenstadt Piräus eine Straße überquerte (wir berichteten kurz in einem Teil der Auflage).



Theo Angelopoulos †

Nach Angaben eines Krankenhaussprechers erlitt er schwere Kopfverletzungen und innere Blutungen. „Tragisches Ende des Dichters des Weltkinos“, titelte gestern die Athener Zeitung „Ethnos“. Wie ein Arzt des Krankenhauses „Metropolitan“ sagte, sei Angelopoulos so schwer verletzt worden, dass die Ärzte ihn trotz dreistündiger intensiver Bemühungen nicht retten konnten. Angelopoulos bezeichnete seine Filme selbst als eine Art Dichtung: „Ich erwarte nicht von dir, dass du das verstehst, was ich mit meinen Filmen meine. Ich erwarte von dir, dass du das verstehst, was deine Seele aus diesen Filmen versteht.“

Zu seinen Erfolgen gehören „Alexander der Große“ (Goldener Löwe 1980 in Venedig), „Landschaft im Nebel“ (Silberner Löwe 1988), „Der Blick des Odysseus“ (Großer Preis der Jury 1995 in Cannes) und „Die Ewigkeit und ein Tag“ (Goldene Palme 1998 in Cannes). Angelopoulos' Charaktere waren schwierig und undurchsichtig. In der Regel waren es tragische Figuren – Rückkehrer aus dem Exil, Regisseure ohne Inspiration, sterbende Schriftsteller. Takis Tsafos

„Ich habe eine Heidenangst“

Einstimmung auf die Europäischen Kulturtag in Karlsruhe: Wolfgang Rihm zu Gast bei den Theaterfreunden

„Sie sehen, ich komme von draußen.“ Wolfgang Rihm, der die Pause zwischen Begrüßungsapplaus und Mantel-Ablegen mit diesen Worten überbrückt, hat immer ein Zwinkern für seine Gesprächspartner dabei. Auch wenn ihm öffentliche Auftritte wie diese im Grunde genommen gegen den Strich gehen, wie er später erklärt, weil sie doch seinen kreativen Strom unterbrechen. Er ist aber schon längst ein Mann der Öffentlichkeit geworden – ob er es mag oder nicht. Rihm lebt und arbeitet seit seiner Geburt am 13. März 1952 bei aller globalen Umtriebigkeit seiner Musik in Karlsruhe. Als Komponist hat er sich aber schneller auf der gesamten Erdkugel einen Namen gemacht als in seiner Heimatstadt. Das soll nun mit Hilfe der 21. Europäischen Kulturtag gründlich geändert werden. So gründlich, dass Rihm „eine Heidenangst“ hat, wie er im Gespräch auf dem Sofa im Studio des Badischen Staatstheaters Karlsruhe bekennt. Drei Wochen widmet die Stadt ihrem großen Komponisten zum 60. Geburtstag mit dem Festival und fast 100 Veranstaltungen rings um sein Schaffen (die BNN berichten fortlaufend). Das heißt aber noch lange nicht, dass Wolfgang Rihm dann drei Wochen lang zu beäugen ist für jene, die mal einen berühmten Komponisten wie ihn erleben wollen. Der Mann muss arbeiten. Und dass er nun zur Einstimmung der Kulturtag der Einladung der Theaterfreunde folgt, ehrt das Publikum.

Alle 150 Plätze sind besetzt auf der Tribüne im Studio unterm Dach des Staatstheaters, dem neuen Ort für den „Talk“ der Theaterfreunde. 300 Augen Musikinteressierter beäugen Rihm, der sich als „leidenschaftlicher Privatmann“ beschreibt, beim Platznehmen auf dem Sofa. Dort empfängt ihn Katrin Lorbeer, neu im Vorstand der Theaterfreunde und ehemals Musikdramaturgin am Haus. Mit dem



ZUGEWANDT UND GENÜSSLICH GESPRÄCHIG zeigt sich Wolfgang Rihm beim „Talk im Studio“ mit Katrin Lorbeer. Zwei Stunden widmete der Komponist den Theaterfreunden und plauderte über sich, seine Arbeit und seine Musik.

Sofa haben sie beide ein kleines Problem. Sie dachte, es ist rot. Er dachte, es ist bequem. Lorbeer setzt sich mit Worten der Entschuldigung für das Rot von Ohrschmuck und Oberleib auf weiche Rosa. Rihm sinkt in selbiges viel zu tief ein, kommentiert die ergonomischen Mängel des Möbels und erklärt Lorbeer: „Wenn ich Ihnen immer näher rücke, entschuldigen Sie. Das hat orthopädische Gründe.“

Ein launiges Gespräch ist im Gang, das die Biografie des Komponisten streift, seine Arbeitshaltung erkennbar macht, seine Leichtigkeit thematisiert und das ganz nebenbei viel vom „leidenschaftlichen Privatmann“ verrät.

Wolfgang Rihm lächelt warmherzig mit diabolischer Note, wenn er sich nach jeder Frage in einen selbstironischen, markanten und oft auch köstlich überspitzten Spruch hineinphilosophiert. „Künstler sind ja die einzigen, die nicht faul sind“ erntet die meisten Lacher.

Rihm ist ein Karlsruher, der trotz weltweiter Bekanntheit in seiner Heimatstadt geblieben ist. „Für mich ist es gut so.“ Aufgewachsen in einem Mietshaus in der Liebigstraße, war die Mittagsruhe von ersten Kompositionsversuchen mit elf Jahren und der Mahnung der Eltern „spiel nicht so laut“ geprägt. Er wollte halt „immer alles selber machen“, ist seine Er-

klärung für die Berufswahl – ein Entschluss, der sich allein angesichts der der Tatsache, dass seine Oper „Lenz“ über 150-mal inszeniert wurde, ausgezahlt hat.

Die Stadt und ihre Menschen haben ihn geprägt: Die Jahre am Bismarck-Gymnasium; Altgriechisch bei Günter Dietz, für den es sich gelohnt hat, zweimal sitzengeblieben zu sein, „so habe ich diesen Unterricht noch länger genießen können“; das Kompositionsstudium schon zu Schulzeiten bei Eugen Werner Velte. Mit 17 Jahren, „wo man dem Schläger zufolge noch Träume hat“, schrieb Rihm seine erste Sinfonie. „Das ist mit Blut geschrieben“, hat der englische Komponist Humphrey Searle zu ihm gesagt. „Recht hat er, hab' ich gedacht“, erinnert sich Rihm an diesen Ritterschlag.

Nach fünf Jahrzehnten Berufserfahrung weiß Rihm nur zu gut, dass diese Arbeit seine ganze Person in Anspruch nimmt. „Künstler“, sagt er, „muss man nicht zur Arbeit anhalten. Sie sind immer damit beschäftigt, ein Destillat hervorzubringen.“ Ob er die Kulturtag als eine späte Wiedergutmachung dafür sieht, dass Karlsruhe ihn als Komponisten erst relativ spät entdeckt hat, will Lorbeer wissen. Er sieht das anders. „Man muss ja zuerst gehört werden. Und zwischen gehört und geehrt werden muss Zeit vergehen dürfen.“

Zum Abschied macht Rihm den Theaterfreunden ein Kompliment, bedankt sich mit den Worten: „Ich kann gelangweiltes Husten von Zuneigungshusten unterscheiden“, und geht lächelnd.

Isabel Steppeler

Infos

„Musik baut Europa. Wolfgang Rihm“ – 21. Europäische Kulturtag vom 16. März bis 6. April. www.europäische-kulturtag.de

Leben mit Geistern

Filmpräsentation im Badischen Kunstverein

Der Film beginnt mit einer Radioreportage über einen Amoklauf. Kopfschütellnd lauscht der Architekt Laslo (Ariyon Bakare) im Auto der Diskussion mit dem Händler, der einem Studenten die Waffen verkauft hat und sich darauf beruft, nicht schuld zu sein, wenn jemand durchdreht. Frage des Interviewers: „Aber wenn jemand durchdreht und keine Munition hat, dürfte es ihm schwerer fallen, in so kurzer Zeit 13 Menschen zu töten, oder?“

Diese Frage grundiert den Film „Full Firearms“ (genau, mit drei l) der britischen Künstlerin Emily Wardill: Es geht um die durch Waffenhandel erzeugte Schuld. Die reiche Erbin Imelda (Catherine Schaub-Abkarian), Tochter eines Waffenfabrikanten, ist besessen von der Vorstellung, dass die Geister der durch diese Waffen Getöteten sie heimsuchen werden. Daher will sie ein großes Haus errichten lassen, um diese Geister aufzunehmen und so ihre ererbte Schuld zu mindern. Und tatsächlich finden sich in der von Laslo betreuten Baustelle bald einige Gestalten ein: Obdachlose und Hausbesitzer, die Imelda für die erwarteten Geister hält und mit denen sie fortan ihr Leben teilt. Die subtile Ironie dabei: Etliche der Hausbesitzer sind Flüchtlinge und Immigranten, die tatsächlich unter Waffengewalt gelitten haben – auch wenn der Filmtitel (deutsch etwa: Voll bewaffnet) eine ganz andere Erklärung erfährt.

„Full Firearms“ ist in den kommenden Wochen in einem besonderen, nur temporär eingerichteten Kino zu sehen: Der Film steht im Zentrum einer Einzelausstellung, die der Badische Kunstverein der britischen Künstlerin, die einst mit experimentellen 16-mm-Filmen angefangen, sich mit ihrem Vorgängerwerk „Game Keepers Without Game“ (2009) dem erzählenden Kino zugewandt und nun das Genre des Melodrams aufgegriffen hat. Täglich fünfmal (an Wochenenden viermal) kann man sich im Großen Saal auf das 82-minütige Erlebnis einlassen, dessen dichte Atmosphäre nicht zuletzt von Marc Shearers Soundtrack herrührt. Diese Musik, die auf Soundtracks der 1970er-Jahre-Band Goblin Bezug nimmt, wird der Kunstverein auch auf Schallplatte veröffentlicht. Denn die Karlsruher Institution

gehört zu den Produzenten des Films, weshalb „Full Firearms“ nach der Weltpremiere in einem Antwerpener Kino in Karlsruhe nun seine erste Aufführungsstation hat. Zudem kann Kunstvereinsleiterin Anja Casser, die Wardill erstmals auf den Oberhausener Kurzfilmtagen 2006 begegnete, weitere Arbeiten der Künstlerin präsentieren. In Skulpturen und Collagen, die Wardill nach Beendigung der Filmarbeit erstellt hat, dreht sich alles um die Figur der Imelda. Wardill reflektiert dabei den Entstehungsprozess des Films: „Ich hatte sehr konkrete Vorstellungen, wie Imelda werden sollte – etwa so wie meine Großmutter, auch wenn die nicht reich war“, sagt die Künstlerin im BNN-Gespräch. Aber in der Darstellung der Schauspielerin sei Imelda ganz anders geworden: „Sie hat etwas von einem Pop-up-Charakter, sie wirkt auf mich zugleich zwei- und dreidimensional“ – ein Phänomen, das Wardill beispielsweise in drei Skulpturen umsetzte.

Das Geister-Thema des Films wird im letzten Raum aufgegriffen, wo vier Kostüme auf kopf- und beinlosen Puppen frei zu schweben scheinen und zwei Architekturmodelle des labyrinthischen Hauses mystische Schatten werfen. Gerade nach dem Filmbezug lohnt sich hier das genaue Hinschauen: Dann kann man die noch frischen Bilder der Figuren verorten in der faszinierend versponnenen Architektur eines Gebäudes, das immer ein Traum bleibt, und so die Geschichte weiterspinnen.

Andreas Jüttner

Info

Eröffnung heute, 19 Uhr, im Badischen Kunstverein Karlsruhe, Waldstraße 3, in Anwesenheit von Emily Wardill und einigen Darstellern. Danach bis 9. April zu sehen. **Geöffnet** Dienstag bis Freitag 11 bis 19 Uhr (**Filmvorführungen** 11.30, 13, 14.30, 16 und 17.30 Uhr), Samstag, Sonntag und Feiertag 11 bis 17 Uhr (Vorführungen 11, 12.30, 14 und 15.30 Uhr). **Parallelausstellungen:** XArchive – Aktuelle Publikationsprojekte von X Marks the Bökschip (London) / Kunstraum Morgenstraße: Borderline (bis 5. Februar). www.badischer-kunstverein.de

Lichtkünstler Gert Hof gestorben

Der Lichtkünstler Gert Hof ist tot. Er starb am Dienstag im Alter von 60 Jahren nach kurzer schwerer Krankheit im Kreise seiner Familie, wie seine Sprecherin gestern in Berlin mitteilte. Hof führte im Theater und bei Opern Regie und entwarf Bühneninszenierungen für Bands wie Rammstein. Bilder seines Silvester-Feuerwerks am Brandenburger Tor gingen um die Welt. Die Liste seiner Arbeiten reichte vom Roten Platz in Moskau über die Akropolis in Athen bis zur Taufe des Kreuzfahrtschiffs Aida. dpa

Arabischer Frühling ist Berlinale-Thema

Die 62. Berliner Filmfestspiele (9. bis 19. Februar) zeigen zahlreiche Filme über den Arabischen Frühling. Zu sehen sind sowohl Dokumentar- als auch Spielfilme über den revolutionären Aufbruch, wie die Berlinale mitteilte. In seinem Dokumentarfilm „Althawra ... Khabar (Reporting ... A Revolution)“ zeige der ägyptische Regisseur Bassam Mortada, wie sechs junge Journalisten die Unruhen in Kairo erlebten. Der Arabische Frühling werde auch Thema von Diskussionsveranstaltungen in Berlin sein. dpa

Hamburg Ballett in China gefeiert

Zum Auftakt seiner dreiwöchigen China-Tournee ist das Hamburg Ballett in Peking mit der „Dritten Sinfonie von Gustav Mahler“ begeistert gefeiert worden. „Es ist unser drittes Gastspiel in Peking, und ich merke, wie sich das Publikum sehr schnell entwickelt hat – in seiner Aufnahmefähigkeit und Begeisterung für die Dinge, die nicht klassisch sind“, sagte Ballettdirektor John Neumeier in Peking. Mit 60 Tänzern und einer insgesamt mehr als 100-köpfigen Truppe reist das Hamburg Ballett durch China. dpa

Viel gewagt und schon jetzt viel gewonnen

Neu im Kino: Der für zehn Oscars nominierte französische Stummfilm „The Artist“

Der Fortschritt bringt immer auch Verluste mit sich. Das Ver- und Übergangene wird im Nachhinein nicht selten verklärt. Was die große Stummfilmära angeht, so bleibt die Nostalgie nicht der reinen Erinnerung überlassen: die klassischen Stummfilme sind immer noch präsent, sie sind zu haben auf DVDs und gelegentlich auch noch auf der großen Leinwand zu sehen, bei Stummfilmfestivals, bei denen sie oft mit Live-Musik präsentiert werden. Das sind freilich eher Feste für Filmgourmets als für gewöhnliche Kinogänger. „The Artist“ könnte es fertigbringen, mehr als 80 Jahre nach dem Siegeszug des Tonfilms ein großes Kinopublikum dazu zu bringen, sich 100 Minuten lang einen stummen, schwarz-weißen Film anzutun und sich dabei köstlich zu amüsieren. Spätestens die gerade erfolgte Nominierung für zehn Oscars dürfte das Publikumsinteresse wecken – und das hat sich der französische Filmemacher Michel Hazanavicius mit seinem gewagten Unternehmen mehr als verdient.

„The Artist“ liefert so etwas wie die Essenz der Stummfilmära und ist zugleich der Abgang darauf. Es ist ein genialischer Dreh, dass der Abstieg des Stars George Valentin und der gleichzeitige Aufstieg des Sternchens Peppy Miller verknüpft wird mit dem Niedergang des Stummfilms und dem Siegeszug des Tonfilms. Wie spielerisch die Inszenierung verschiedene Genres unter einen Hut bringt – Melodram, Action, Slapstick, Tanz- und Kostümfilm –, das offenbart schon der grandiose Auftakt. In einer großen Gala wird der neue Film mit George Valentin aufgeführt, ein Spionage-Abenteuer mit dem Titel „A Russian Affair“, in dem der von ihm dargestellte Superheld in die Hände skrupelloser bolschewistischer Häscher gerät. „Ich sage nichts“, sagt der Held unter der Folter. Aber eben weil es sich um einen Stummfilm handelt, erscheint diese Aussage als Zwischenakt und damit als Motto über George Valentins Berufsauffassung. Diese Film-im-Film-Szene zeigt nicht nur, dass dieses Filmgenre schon im Stummfilm vorgeprägt war, es ist auch eine listige Anspielung auf die beiden Vorgängerfilme des Regisseurs, in denen Jean Dujardin einen französischen Superagenten gab, der irgendwo zwischen James Bond und Inspector Clouseau angesiedelt ist.



HOMMAGE AN EINE VERGANGENE ÄRA: „The Artist“ mit Jean Dujardin erinnert an die Blütezeit des Stummfilms – und den radikalen Umbruch durch die Einführung des Tonfilms. Foto: dpa

Viel vom Witz, vom Charme und der Egozentrik dieser Figur steckt auch in seiner Verkörperung des Charmeurs George Valentin, der nach der Filmvorstellung seinen Mitspielern die Schau stiehlt und sich am Applaus des Publikums berauscht. Wie Dujardin diesen eiteln, selbstverliebten, aber zugleich auch liebenswerten Charakter gibt, mit sprechender Mimik und einer ausgeprägten Körpersprache, ohne dass es plakativ wirkt, das allein ist schon das Hinsehen wert. Aber es gibt ja auch noch die tollen Schwarz-Weiß-Bilder, das Dekor, das das alte Hollywood wieder lebendig werden lässt mit den Prachtvillen der Stars, den riesigen Studiogeländen, den pritzigen Autos, den gelehrigen Hund Jack (dargestellt von dem Terrier Uggy), der an die Terrierhündin Asta in

den „Dünne Mann“-Filmen der 30er Jahre erinnert, die reizende Bérénice Bejo (übrigens die Gattin des Regisseurs), der Soundtrack von Ludovic Bourde, der voller Anspielungen auf die klassischen Filmkomponisten steckt, und auch auf das Klangdesign des Films, der eben doch nicht ganz stumm ist. So signalisiert einer der akustischen Akzente Valentin schlagartig, dass die Stummfilmzeit vorbei ist. Aber was soll man da viel erklären. Hingehen und ansehen! Das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder. Peter Kohl

Wo läuft der Film?

Karlsruhe: Schauburg. Pforzheim: Kommunales Kino.